

Frauke Kässbohrer
„Bloß nicht weinen, Akbar!“

Frauke Kässbohrer

„Bloß nicht weinen, Akbar!“

Ein 16-jähriger Afghane berichtet
von seiner Flucht nach Deutschland

Hase und Igel®

Dies ist die Geschichte der Flucht von Akbar, einem jungen Afghanen, der im Jahr 2009 ohne seine Familie vor dem Terror in seiner Heimat flüchtete. Er war damals 16 Jahre alt. Nach einer abenteuerlichen Reise durch mehrere Länder griff die deutsche Polizei ihn kurz vor der dänischen Grenze auf. Zwar war sein eigentliches Ziel Skandinavien gewesen, aber nun hatte das Schicksal anders entschieden. Er stellte in Deutschland seinen Asylantrag.

Die Idee, seine Flucht und deren Hintergründe zu Papier zu bringen, kam von Akbar selbst. Ich hatte ihn zufällig in einem Deutsch-Anfängerkurs an der Volkshochschule kennengelernt. Als ehemalige Lehrerin für Musik und Englisch am Gymnasium wusste ich, wie elend ihm zumute sein musste. Wie sollte er ohne jegliche Deutschkenntnisse den Ausführungen der Lehrer folgen? Auf Neuankömmlinge wurde keine Rücksicht genommen – der Unterricht lief einfach weiter.

Deshalb nahm ich mich schließlich seiner und vier weiterer Afghanen an und erklärte ihnen, zusätzlich zu dem Kursangebot, erst einmal die Grundbegriffe der deutschen Sprache. Akbar lernte schnell und hatte nach ein paar Monaten den Anschluss an den Wissensstand der Klasse erreicht.

Nun hätte ich mich wieder zurückziehen können, aber Akbar bat mich ganz erschrocken, ihm doch ja weiter zur Seite zu stehen, da nach jeder Unterrichtsstunde in der Volkshochschule viele Fragen auftauchten, die ihm sonst niemand beantworten würde. Ich schaffte es nicht, ihm diese Bitte abzuschlagen, denn mir war natürlich klar, dass er noch lange begleitenden Nachhilfeunterricht brauchen würde, und außerdem war er mir auch schon richtig ans Herz

gewachsen. So lernten wir weiter gemeinsam für die B1-Prüfung, dann für die Aufnahme in die Hauptschule und für weitere schulische Herausforderungen.

Als sein Wortschatz im dritten Jahr unserer Bekanntschaft so groß war, dass er sich in allen Bereichen verständlich ausdrücken konnte, stellte Akbar mir etwas verlegen und stockend die Frage, ob ich wohl die Geschichte seiner Flucht aufschreiben und als Buch herausbringen würde.

Ich erwiderte vorsichtig: „Bist du dir sicher, dass du dir das antun willst? Noch einmal alles erleben beim Erzählen, vielleicht wieder Alpträume haben, alles Traurige wieder hochkommen lassen – willst du das wirklich?“

Akbar nickte und sagte: „Ich glaube, dass mich viele Leute hier in Deutschland besser verstehen werden, wenn sie wissen, wie es mir ergangen ist und warum ich hier bin. Und für mich ist es auch gut, wenn ich mir mal alles von der Seele rede.“ Er machte eine Pause. Als er mein Zögern bemerkte, fuhr er fort: „Und warum gibt es so viel Ausländerfeindlichkeit in Deutschland? Weil wir viel zu wenig voneinander wissen! Das wird ein ganz wichtiges Buch, Frau Kässbohrer, das weiß ich! Sie haben mir schon so viel geholfen – bitte, schreiben Sie auf, was ich Ihnen erzähle! Sie kriegen das bestimmt ganz toll hin!“

Ich holte tief Luft, überlegte kurz und fragte dann entschlossen: „Gut, wann fangen wir an?“

Wir hatten mehrere lange Sitzungen, in denen Akbar von seiner Jugend, seiner Flucht und den Gründen dafür berichtete. Wir kamen überein, dass das Buch mit seinem Asylantrag in Schleswig-Holstein enden sollte. Da ich neben Akbar noch viele andere Asylbewerber privat unterrichtete, brauchte ich fast zwei Jahre, bis ich alles aufgeschrieben hatte.

Nun wollten Akbar und ich seine Geschichte auch bekannt machen und ließen deshalb im Kopierladen zunächst hundert Exemplare drucken. Mit der überwältigenden Nachfrage, die das Buch von Anfang an genoss, hatten wir allerdings nicht gerechnet!

Nach dem Eigendruck des tausendsten Buches fand ich zu unserem großen Glück den Hase und Igel Verlag, der mir im Frühjahr 2015 einen Vertrag anbot. Ich unterschrieb freudig, denn es ist wunderbar, einen Verleger für sein eigenes Buch zu finden.

Nach zahlreichen Interviews in Presse, Rundfunk und Fernsehen und vielen öffentlichen Lesungen, vor allem in Schulen, hatte Akbar einige Monate später die Idee, noch ein weiteres Kapitel zu schreiben und dadurch das Buch mit der Schilderung seiner Zeit hier in Deutschland abzurunden.

Dies setzten wir nach einigen Überlegungen dann auch in die Tat um. Das meiste konnte Akbar nach inzwischen fünfeinhalb Jahren Aufenthalt hier schon selbstständig auf Deutsch formulieren. So ist jetzt – mit dem 16. Kapitel dieses Buches – auch seine Zeit der gelungenen Integration bis zum Beginn der Lehre dokumentiert, mit all ihren Höhen und Tiefen, die er tapfer bewältigte.

Dies ist nun, was Akbar mir berichtete.

In Gedanken reiste ich mit Akbar mit: Die Reise ging von einem ihm unbekanntem Land in das andere, den Schleusern gnadenlos ausgeliefert. Ohne dass er je Schuld auf sich geladen hatte, musste er das Leben eines Flüchtlings führen. Wie gut, dass er nicht wusste, was ihm noch alles bevorstand. Er wusste nur, dass er unbedingt durchhalten musste. Komme, was da wolle!

Wir fuhren wirklich eine Nacht, einen Tag und noch eine Nacht durch, auf engstem Raum, in dem völlig verdunkelten Lastwagen, mit ungefähr dreißig Leuten. Ab und zu gab es kurze Pausen, in denen wir uns die Beine vertreten durften, wenn wir gerade in einem Wald waren, der Schutz vor fremden Blicken bot. Wir teilten das wenige Essen, das wir dabei hatten, und so schnell verhungert man ja auch nicht. Das Brot meiner Tante war zwar schon ganz hart geworden, aber es ging noch. Das Schlimmste waren die Enge, die schlechte Luft und die Angst vor Entdeckung.

Am Ende dieser langen Fahrt erreichten wir wieder ein Haus, wo man schon auf uns wartete. Wir durften sogar duschen und bekamen zu essen und zu trinken. Das Verbindungsnetz der Schleuser über Tausende von Kilometern hinweg ist schon toll, wenn man es so bedenkt!

In dem neuen Haus trafen wir auf andere Flüchtlinge, alle älter als ich, und auf einen neuen Schleuser. Der schien ganz in Ordnung zu sein. Ich war heilfroh, die drei Schlägertypen mit ihrem „Ihr okay, wir okay!“ los zu sein, obwohl sie mich ja nicht geschlagen hatten. Der neue

Schleuser teilte uns in Gruppen von zehn bis zwölf Leuten ein und sagte, dass es jetzt ein bis zwei Tage dauern würde, ehe es weiterginge. Daraus wurde dann aber doch eine ganze Woche.

In dieser Zeit fühlte ich mich sehr einsam. Alle hielten sich irgendwie abseits, als ob sie immer noch Angst vor Verrätern hätten, und ich dachte an meine Familie. Ich sagte mir: „Wenn dies hier vorbei ist, will ich aufschreiben, wie alles war. Das hab ich meinem Cousin versprochen und das Versprechen will ich auch halten.“

Eines Mittags ging es dann los, in einem Kleinbus mit ungefähr zwölf Leuten. Der Schleuser sagte, dass wir nun zum letzten Stopp fahren würden. Als wir nachts vor einem Haus ausstiegen, war ich ziemlich fertig, weil ich nicht wusste, was er mit „letztem Stopp“ gemeint hatte und was als Nächstes passieren würde. Erst mal suchte sich aber jeder einen Platz zum Schlafen.

Am nächsten Morgen schaute ich mir die Leute, die für die nächste Zeit meine Schicksalsgenossen sein würden, näher an. Ein Junge fiel mir auf, ungefähr so alt wie ich, mit einem netten Gesichtsausdruck und wachen Augen, die ständig auf der Suche nach etwas zu sein schienen. Wir machten uns bekannt. Der Junge, ich nenne ihn mal Reza, war ein bisschen älter als ich, kam auch aus Afghanistan, war auch alleine geflohen und hatte schon ganz konkrete Vorstellungen für seine Zukunft.

Er sagte: „Ich hab das Gefühl, dass es kein Zufall ist, dass wir beide uns hier getroffen haben. Zu zweit kann man das alles nämlich viel besser überstehen als alleine. Deshalb müssen wir ab jetzt echt aufpassen, dass wir zusammen eingeteilt werden, wenn es weitergeht. Ich

würde es gerne bis Skandinavien schaffen, weil ich viel Gutes darüber gehört habe. Aber bis es so weit ist, sind wir vielleicht schon alte Opas!“ Er lachte und ich dachte: „Skandinavien? Das ist doch irgendwo im Norden? Ob wir das jemals schaffen?“

Von nun an waren wir immer zusammen. Wir entdeckten Gemeinsamkeiten in unseren Lebensläufen und merkten, dass die Wartezeit bis zum nächsten Transport zu zweit viel schneller vergeht, als wenn man sich alleine trüben Gedanken hingibt.

Und dann war es eines Abends endlich so weit! Der Schleuser teilte uns in Gruppen zu zwölf Leuten ein, die mit kleinen Bussen, die schon draußen warteten, losfahren sollten. Zu meinem großen Schrecken sah ich, dass Reza ganz woanders mitfahren sollte! Ich sagte dem Schleuser, dass wir unbedingt zusammenbleiben wollten. Er schüttelte den Kopf und wandte sich von mir ab. Ich wiederholte meine Bitte noch einmal, diesmal lauter. Er drehte sich ärgerlich zu mir um und bedeutete mir mit einer Handbewegung, endlich still zu sein.

So schnell gab ich aber nicht auf. Jetzt hatte ich gerade einen Freund gefunden und sollte ihn gleich wieder verlieren? Ich fiel theatralisch auf meine Knie, reckte die Hände in die Höhe und schrie: „Bitte, trennt mich nicht von meinem Bruder! Wir gehören zusammen! Bitte, das ist für uns so wichtig wie ... wie ...“ Ich kam ins Stottern und wusste nicht weiter. Alle starrten mich an.

Reza trat zu mir, legte eine Hand auf meine Schulter und wiederholte mehrere Male eindringlich: „Bitte, bitte, nicht trennen!“

Der Schleuser zuckte die Schultern und fragte in die Runde, ob einer aus meiner Gruppe in die Gruppe von Reza tauschen wolle. Zu unserer grenzenlosen Erleichterung meldete sich ein Pakistaner.

Wir bedankten uns sehr und stiegen schnell zusammen in den uns zugeteilten Wagen. Der Bus fuhr los. Reza flüsterte mir zu: „Das hast du klasse gemacht, Bruder! Du wirst sehen, zu zweit schaffen wir das hier alles mit links! Zusammen werden wir das Kind schon schaukeln!“

Ich nickte glücklich.

Dies war also die letzte von den Schleusern organisierte Tour. Meine Gedanken eilten mir voraus. Wir waren Tausende von Kilometern von unserer Heimat entfernt und näherten uns nun einer Küste. Die Überfahrt würde noch für uns organisiert werden. Von da an waren wir dann auf uns alleine gestellt.

Aber da wir überhaupt keine Ahnung hatten, was uns dort erwartete, machte es eigentlich nicht viel Sinn, sich jetzt schon darüber den Kopf zu zerbrechen.

Sorge machte mir eher die bevorstehende Bootsahrt. Es war allgemein bekannt, dass sie zu den gefährlichsten Stationen der Flucht gehörte. Jeder kannte die Geschichten von manövrierunfähigen Booten, die auf Felsen aufliefen und untergingen, von aufkommenden Stürmen, die sie zum Kentern brachten, von verantwortungslosen Schleusern, die sich selbst in Sicherheit brachten, vorher aber Löcher in die Boote schnitten und alle Insassen ertrinken ließen ... Ich schüttelte mich vor Angst.

Der einzige Lichtblick war, dass ich Reza an meiner Seite wusste. Wir würden uns gegenseitig Mut zusprechen und beten, dass es das Schicksal weiterhin gut mit uns meinte!

Die Busfahrt dauerte etwa vierzehn Stunden. In tiefer Nacht hielt unser Auto endlich in einem kleinen Wald an. Wir hörten das Meer ganz nah rauschen. Nun wurde unser Schleuser aktiv: Mit einigen Männern holte er ein großes Schlauchboot aus dem Auto. Es dauerte eine Weile, bis es mithilfe einer Handpumpe mit Luft gefüllt war. Wir anderen standen oder saßen im Kreis herum und schauten zu. Am Schluss wurde ein kleiner Außenbordmotor anmontiert.

Ich bin sicher, dass alle dasselbe dachten wie ich: „Ich will da nicht rein!“

Aber es blieb uns keine Wahl. Das Boot wurde im Dunkeln ins Wasser gelassen. Wir wateten dorthin und wurden dabei fast bis zur Hüfte nass. Bei jedem neuen Passagier sank es tiefer.

Ich dachte: „Wir kommen wahrscheinlich noch nicht mal vom Ufer weg. Wir liegen viel zu tief.“

Wir verteilten uns alle rundherum an der Außenwand. Das Boot schwankte bedenklich. Ich hatte entsetzliche Angst. Reza saß dicht neben mir. Er atmete ganz schnell und flach, als ob er Atemnot hätte.

Der Schleuser zeigte zu Lichtsignalen am anderen Ufer hin. Das sei nicht die Polizei, sondern sein Freund, sagte er. Nun könnten wir losfahren. Er ließ den Motor an, der furchtbar laut in meinen Ohren dröhnte. Ich schaute über das Wasser. Die Wellen waren nicht allzu hoch, aber doch bedrohlich nahe am Bootsrand. Wir nahmen Fahrt auf und hielten auf das andere Ufer zu. Die gegenüberliegende Küste war mit bloßen Augen erkennbar, aber die Nähe täuschte – selbst nach ungefähr zehn Minuten schien sie nicht näher gerückt zu sein!

Das Boot lag sehr flach im Wasser. Ab und zu spritzte eine Welle herein. An der Innenseite war ein Seil befestigt, an das sich jeder krampfhaft klammerte. Ich wagte nicht, tief durchzuatmen, um mich so leicht wie möglich zu machen, was natürlich Unsinn war. Ich presste meine Zähne so fest aufeinander, dass sie knirschten, und dachte: „Was für ein Wahnsinn, sich diesem Boot anzuvertrauen! – Wir sind alle viel zu schwer. – Das hält es nie im Leben aus! – Die Küste kommt ja überhaupt nicht näher. – Der Motor ist viel zu laut. – Bestimmt kommt gleich die Polizei. – Oder wir gehen vorher unter!“

Das waren die längsten vierzig Minuten meines Lebens!

Als wir an der gegenüberliegenden Küste ankamen und auf den knirschenden Sand aufliefen, glaubte ich immer noch nicht, dass wir es geschafft hatten. Ich saß wie versteinert im Boot und konnte mich nicht rühren.

Reza sagte: „Komm, wir steigen auch aus! Wir haben es echt geschafft!“

Der Schleuser meinte: „So, jetzt seid ihr frei!“

Ich stieg als Letzter aus und wäre fast hingefallen. Reza hielt mich fest. Der Schlepper nahm ein Messer, schlitzte das Boot an mehreren Stellen auf, warf es sich über die Schulter und stapfte damit in den nahen Wald. Ich schaute mich um. Nur noch Reza stand neben mir. Alle anderen waren schnell und leise in der Dunkelheit verschwunden.

Reza sagte: „Ich dachte die ganze Zeit, dass wir gleich untergehen würden!“

„Ich auch“, erwiderte ich. „So eine Angst hab ich noch nie im Leben gehabt. Mensch, Reza ...“

Ich wollte mich in den Sand setzen, aber Reza hielt mich am Arm fest und sagte: „Komm, wir verstecken uns erst

mal im Wald und warten da, bis es hell wird. Wir haben ja auch noch was zu essen. Was anderes können wir jetzt sowieso nicht machen.“

Wir stolperten mehr zu dem nahen Wäldchen, als dass wir gingen. Wir suchten uns einen Sitzplatz und aßen in der Dunkelheit unsere letzten Vorräte auf. Dann legten wir uns, immer noch nass, durchgefroren und völlig fertig, aber unendlich erleichtert, auf den harten Waldboden, schauten in den Sternenhimmel und lauschten dem Rauschen des Meeres. Unsere Augen fielen zu und im Schlaf holten wir uns Kraft für die Abenteuer, die uns noch bevorstanden.

Akbars Schilderung dieser riskanten Bootsfahrt hatte ich atemlos zugehört. Beinahe täglich gab es in den Nachrichten Berichte über missglückte Fluchtversuche über das Meer, sei es von Griechenland, von der Türkei oder von Afrika aus. Unlängst hatte ich außerdem von vielen Toten auf der Flucht von der indonesischen Insel Sulawesi nach Australien gelesen.

Ich dachte: „Nur wer zutiefst verzweifelt ist und nichts mehr zu verlieren hat, setzt sich diesem Risiko aus.“

Und hier saß nun Akbar vor mir, frisch und gesund, bereit, in seinem Bericht fortzufahren. Ich hörte gespannt zu, was er weiter zu erzählen hatte:

Irgendetwas kitzelte mich in der Nase. Ich musste niesen und wachte auf. Über mir sah ich Zweige, durch die die Sonne schien. Neben mir lag Reza, zusammengerollt wie ein Baby, immer noch schlafend. Ich spürte jeden einzelnen meiner Knochen und dachte: „Wie hart doch so ein Waldboden ist!“ Dann setzte ich mich mühsam auf, schaute mich um und sagte zu mir: „Das ist also ein richtiger Wald! Hätte ich ja nie gedacht, dass ich die feste Erde mal so lieben würde.“

Ich schüttelte mich, drückte meine Hände gegen den trockenen, warmen Boden und versuchte, die wieder aufkommende Panik in Erinnerung an die schreckliche Überfahrt der letzten Nacht zu bekämpfen.

Ich dachte: „Nur nicht weinen, du hast es ja überlebt. Schau nach vorn, Akbar. Überleg dir deinen nächsten Schritt.“

Und wie als Antwort auf meine Gedanken hörte ich plötzlich Reza neben mir fragen: „Wo wollen wir jetzt hin?“

Ich schaute ihn an. Er sah auch ganz zerknittert aus, reckte die Arme in die Höhe, gähnte und setzte erneut an: „Was machen wir jetzt?“

„Ich hab keine Ahnung“, antwortete ich.

Reza meinte: „Erst mal müssen wir uns orientieren, wo wir überhaupt sind. Lass uns einen Berg suchen. Einfach so im Wald rumzulaufen bringt nichts.“

Ich nickte. Wir setzten unsere Rucksäcke auf, klopfen die inzwischen getrockneten Hosen ein bisschen ab und marschierten los.

Es war noch früher Morgen. Die Sonne schien, die Vögel zwitscherten, alles sah sehr friedlich aus und hätte uns noch mehr gefallen, wenn sich nicht immer beharrlicher der Hunger gemeldet hätte. Wir konnten ihn aber nicht stillen, denn nach der Landung in der vorigen Nacht hatten wir ja vor lauter Erleichterung, dass wir nicht ertrunken waren, unsere letzten Vorräte aufgegessen.

Bald erreichten wir eine kleine Anhöhe, von der aus wir eine ganz gute Sicht über unsere Umgebung hatten.

„Dahinten ist ein Dorf“, sagte Reza. „Sollen wir das anpeilen? Oder hast du einen anderen Vorschlag?“

Ich sagte: „Irgendwie müssen wir es erst mal zu einem Hafen schaffen und dazu brauchen wir Menschen. Also auf ins Dorf!“

Die Orientierung von oben war ein guter Wegweiser gewesen. Zwar dauerte es noch gut zwei Stunden, bis wir die ersten Häuser erreichten, aber wir gelangten ohne Umwege dorthin, wenn auch in recht langsamem Tempo.

Reza fragte auf Englisch eine Frau, die vor ihrem Haus in der Erde hackte, wie wir zum Hafen kämen. Sie sagte, dass es keinen Bus zum Hafen gäbe. Aber Taxi, ja, dann Schiff, dann Bahn, dann große Stadt.

Wir schauten uns an. Reza sagte: „Wir haben es ja nicht eilig. Ein Taxi ist bestimmt furchtbar teuer und wir müssen unser Geld zusammenhalten. Wenn wir die richtige Richtung zum Hafen haben, können wir es mit Laufen versuchen. Und vielleicht nimmt uns ja unterwegs auch jemand mit. Was meinst du?“

Ich war einverstanden. Was blieb uns auch anderes übrig? Also marschierten wir in der angegebenen Richtung los. Wenn wir ein Auto hinter uns hörten, blieben wir stehen und reckten die Daumen in die Höhe. Aber niemand hielt an. Wir hätten unsichtbar sein können, so stur blickten die Fahrer geradeaus. Im Stillen schickte ich ihnen alle Flüche hinterher, die ich kannte. Das lenkte mich ein bisschen von dem nagenden Hunger ab, den ich immer stärker fühlte. Ab und zu ruhten wir uns aus, dann ging es weiter. Aber wir wurden immer langsamer.

Schließlich wurde uns klar, dass wir auf diese Art nie den Hafen erreichen würden. Ohne Taxi war es wohl doch nicht machbar. Aber der Tag neigte sich dem Ende zu und erst einmal musste die Frage des Übernachtens geklärt werden.

Wir sahen am Straßenrand eine Art Herberge, eine Hütte mit einem Kreuz darauf. Darin lagen auf Bänken Decken, außen gab es ein Plumpsklo, sonst war niemand zu sehen. Wir beschlossen, hier die Nacht zu verbringen. Außen am Haus entdeckten wir einen Wasserhahn. Wir füllten unsere leeren Trinkflaschen und tranken, so

viel wir konnten. Es kümmerte uns nicht, ob das Wasser sauber war. Wir waren nach diesem Tag, an dem wir praktisch nur gelaufen waren, völlig ausgetrocknet und ausgelaugt.

Bei Einbruch der Dunkelheit legten wir uns mit sehr gemischten Gefühlen in dieser christlichen Hütte zum Schlafen nieder, trotz allem dankbar, ein schützendes Dach über dem Kopf gefunden zu haben.

Am nächsten Morgen hatten wir den Luxus eines Wasserhahnes, an dem wir uns ein bisschen waschen konnten. Wir tranken so viel Wasser, wie unser Magen vertrug, und beschlossen, bei nächster Gelegenheit nun doch ein Taxi zu nehmen, um endlich den Hafen zu erreichen.

Wieder begann der Tag mit Wandern entlang der Landstraße, mit vorbeifahrenden Autos, die auf unsere müde hochgereckten Daumen auch an diesem Tag nicht reagierten, und dem nagenden Hungergefühl, das allerdings etwas schwächer war als am Tag davor. Vielleicht hatten sich unsere Mägen schon umgestellt?

Im nächsten Dorf, das wir nach ungefähr einer Stunde erreichten, sprach Reza auf Englisch eine ältere Frau an, ob sie uns ein Taxi zum Hafen bestellen könne. Sie fragte, ob wir Geld hätten. Reza sagte: „Ja.“

Sie sah uns scharf an, zuckte dann mit den Schultern und holte ein Handy aus ihrer Tasche. Sie wählte, sprach ein paar Zauberworte und kurz darauf hielt ein Taxi neben uns an. Erleichtert sanken wir in die Polster und genossen die Schnelligkeit, mit der wir nun vorankamen.

Die Landschaft, durch die wir fuhren, war recht eintönig, die Straße meist schnurgerade. Ab und zu tauchte ein

Dorf auf. Der Fahrer fuhr, als ob wir alle drei auf der Flucht seien (was ja sogar in etwa stimmte), aber es passierte zum Glück nichts. Er stellte sein Radio mit Popmusik auf volle Lautstärke und kurbelte die Fenster herunter, sodass uns der Fahrtwind um die Ohren pfiff. Dazu trommelte er mit seinen Fingern einen wilden Rhythmus auf dem Lenkrad.

Ich dachte: „Der weiß gar nicht, wie gut er’s hat! Er hat eine Heimat, einen Job, bestimmt auch eine Familie ...“ Aber als ich einen dicken Kloß im Hals verspürte, verbot ich mir energisch solche Gedanken und konzentrierte mich wieder auf meine Umgebung. Etwas hatte sich verändert: Es roch nach Wasser! Und da tauchten auch schon die ersten Schiffsmasten und -schornsteine auf.

In einer eleganten Kurve fuhr unser Taxi auf einen Parkplatz. Der Fahrer stellte den Motor und die Musik aus, grinste uns an und sagte auf Englisch: „Hier Hafen! 30 Euro!“

Reza, der vorne saß, kramte in seinem Rucksack und gab ihm 30 Dollar.

Der Fahrer grinste nicht mehr. „No Dollar, Euro!“, schrie er. Er sah sehr wütend aus.

Ich rief von hinten: „Nur Dollar, keine Euro, bitte nehmen!“

Reza breitete die Hände aus, um zu zeigen, dass wir nichts anderes hätten. Der Fahrer fluchte laut, sah dann aber wohl ein, dass er entweder Dollar oder gar nichts bekommen würde, und nahm widerstrebend das Geld in Empfang.

Aber Reza gab noch nicht auf. Statt nun schleunigst auszusteigen, wozu uns der Fahrer wild gestikulierend

aufforderte, holte er noch mehr Dollarscheine hervor, hielt sie ihm hin und sagte: „Bitte Euro wechseln, Ticket, Schiff, Athen!“

Der Fahrer starrte ihn zuerst sprachlos an, wurde noch genervter, als ich von hinten „Bitte Euro geben!“ rief, schüttelte den Kopf, holte dann aber tatsächlich, wenn auch sehr widerstrebend, seine Geldbörse heraus und tauschte Rezas Dollarscheine in Euro um. Dann bedauerte er uns, immer noch wütend, endlich auszusteigen.

Aber Reza fragte schnell und mit ganz unschuldigem Gesichtsausdruck: „Ticket, Athen, Schiff, wo?“

Der Fahrer hob die Hände in die Höhe, als wolle er sagen: „Gott behüte mich vor diesen beiden Ausländern!“ Dann ließ er aber tatsächlich den Motor noch einmal an und fuhr um ein paar Ecken direkt vor ein Häuschen, wo es einen Schalter gab.

Wir bedankten uns überschwänglich, stiegen nun ganz schnell aus und sahen ihm nach, als er mit aufheulendem Motor um die Ecke verschwand.

„Der ist froh, dass er uns los ist“, sagte Reza befriedigt.

Ich sagte bewundernd: „Gut, dass du so hartnäckig warst.“

Er lächelte und antwortete: „Merk dir: Nur das Resultat zählt. Stell dir mal vor: Wir sind gerade gut drei Stunden mit dem Taxi gefahren! Dafür hätten wir zu Fuß mindestens zwei Wochen gebraucht! Das war das Geld schon wert.“

Ich nickte und gab ihm die Hälfte des Fahrpreises von den gerollten Dollarscheinen aus meiner Hosentasche. Dann kauften wir mit unseren neu erworbenen Euros zwei Fahrkarten für die Überfahrt nach Athen.

Die 30 Euro dafür verringerten unseren Geldbesitz zwar erheblich, aber es führte kein Weg daran vorbei. Und dann leisteten wir uns endlich auch eine kleine Mahlzeit aus Brot und Wurst am nächsten Kiosk.

Das Schiff sollte am Abend losfahren. Es war riesen-groß. Als wir über die Gangway gingen, musste ich mich gewaltsam zwingen, Schritt vor Schritt zu setzen. Das leichte Schaukeln unter meinen Füßen brachte die Erinnerung an die schreckliche Überfahrt im Schlauchboot zurück. Ich redete mir gut zu: „Akbar“, sagte ich zu mir, „sei kein Frosch. Dies ist ein großes, stabiles Schiff. Du wirst bestimmt nicht ertrinken.“

Ich weiß nicht, wie es Reza ging. Wir standen recht schweigsam an der Reling und sahen zu, wie das Schiff ablegte. Wir suchten uns eine geschützte Ecke, wo wir die Nacht verbringen konnten. Das leichte Vibrieren der Schiffsmotoren wiegte uns in den Schlaf.

Die Überfahrt dauerte die ganze Nacht. Als wir am nächsten Morgen zusammen mit den anderen Passagieren das Schiff verließen, fragten wir einen Mann, ob dies Athen sei. Er schüttelte den Kopf und deutete auf eine Bushaltestelle in der Nähe. Wir stiegen mit vielen anderen Leuten ein und sagten zu dem Fahrer: „Zentrum.“ Er nickte. Wir suchten uns einen Platz. Wir hatten keine Ahnung, wie lange wir fahren würden.

Wir dösten vor uns hin und hofften, im richtigen Bus zu sitzen. Nach etwa drei Stunden rief der Fahrer: „Zentrum!“

Es war offenbar die Endstation, denn alle Leute verließen den Bus. Auch wir stolperten hinaus. Wir standen auf einem riesigen Platz. Der Verkehrslärm und der Benzingestank waren ungeheuerlich.

Wir fragten einen Mann: „Zentrum Athen?“

Er schüttelte den Kopf und deutete auf ein blaues Schild mit einem großen M. Die Metro! Wir liefen viele Treppen hinunter, kauften für 1,50 Euro ein Ticket, stiegen in den Zug und fragten immer wieder in die Runde: „Zentrum?“

Nach ungefähr dreißig Minuten tippte uns jemand an und sagte: „Zentrum!“

Wir stiegen aus und fuhren auf vielen Rolltreppen ans Tageslicht. Wir waren tatsächlich angekommen!

Vor dem brausenden Verkehr und den vielen Menschen um uns herum retteten wir uns erst mal in einen kleinen Park, den wir in der Nähe erblickten. Wir warfen uns in das grüne Gras, schlugen mit den Armen um uns, strampelten mit den Beinen und schrien laut und lachend in den Himmel: „Europa, wir kommen! Europa, wir sind da! Europa, wir haben es geschafft!“

Dies war einer der seltenen Augenblicke, in denen wir trotz unserer misslichen Lage restlos glücklich waren. Denn wir hatten eine weitere sehr schwierige Etappe unserer Reise erfolgreich hinter uns gebracht.

Ich konnte die Freude der beiden gut nachempfinden: Mit viel Glück, mit ihrem kleinen Geldpolster und der Unterstützung aus der Heimat, aber auch durch ihren Mut und ihr Durchhaltevermögen hatten sie nach fast zwei Monaten ein erstes großes Ziel, Athen, erreicht.

Doch es war ihnen auch klar, dass sie hier nicht bleiben konnten. Sie hatten schnell mitbekommen, dass sie auf keinen Fall der Polizei in die Hände fallen durften. Waren sie auf der Wache erst einmal registriert, verschwanden sie hinter Stacheldraht in irgendwelchen hoffnungslos überfüllten Auffangslagern. Nein, sie hatten all die Mühsal der Flucht bestimmt nicht auf sich genommen, um dort „lebendig begraben“ zu werden, ohne Aussicht auf ein zügiges und faires Verfahren! Ich fragte Akbar, wer ihnen denn nun weitergeholfen habe. Er sagte:

Ich war nun schon so lange unterwegs und hatte noch keine Chance gehabt, meine Tante und meinen Onkel anzurufen. Es war höchste Zeit für einen ersten Lagebericht und auch für einen Ratschlag, denn weder Reza noch ich hatten die leiseste Ahnung, wie es von hier aus weitergehen sollte.

Ich fand einen Laden, von dem aus man Gespräche ins Ausland führen konnte. Mein Herz klopfte bis zum Hals, als ich dem Klingelton lauschte und verzweifelt betete: „Bitte, liebe Tante, sei zu Hause! Bitte, heb ab!“

Da hörte ich schon ihre vertraute Stimme und musste mich kurz an die Wand lehnen, weil meine Beine vor Erleichterung plötzlich ganz schwach wurden.

„Bist du’s wirklich, Akbar, mein Junge?“, rief sie. „Wie haben wir alle auf deinen Anruf gewartet! Geht’s dir gut? Wo bist du?“ Das war eine gute Frage. „Zentrum Athen“ genügte ihr nicht. Sie wollte meinen genauen Standort wissen. Ich fragte den Ladenbesitzer nach seiner Adresse. Zum Glück verstand er, was ich von ihm wollte.

Meine Tante sagte: „Gut, ruf in einer Stunde wieder an. Ich glaube, ich kann ein paar Kontakte für dich herstellen, aber ich brauche ein bisschen Zeit. Bis später.“

Sie legte auf und ich dachte erleichtert, was für ein Glück ich hatte, so eine hilfsbereite, tatkräftige Tante zu haben.

Nach einer quälend langsam vergangenen Stunde telefonierte ich wieder mit ihr. Sie gab mir den Namen eines Mannes, der in der Nähe wohnen sollte. Sie meinte, er würde mir eine billige Unterkunft besorgen. Dort solle ich mich dann weiter umhören und in Erfahrung bringen, wie die Aussichten für eine Weiterfahrt seien. Sie legte auf.

Ich dachte: „Die hat gut reden. Wie soll ich denn in dieser riesigen Stadt diesen einen Mann finden?“

Ich dachte auch an die zwei Nächte im Park zurück, wo Reza und ich etwas abseits von den Wegen auf der Erde gelegen und versucht hatten, etwas Ruhe zu finden. Richtig einschlafen durften wir nicht, denn die Polizei führte ab und zu Razzien durch, denen man sich nur durch schnelle Flucht entziehen konnte. Wie schön wäre mal wieder eine Nacht in einem geschützten Raum gewesen!

Ich zeigte Reza den Zettel mit dem Namen des Mannes, der laut meiner Tante in diesem Viertel leben sollte. Reza

ging forsch auf einen Passanten zu und stellte seine Frage auf Englisch. Nach mehreren Fehlversuchen deutete einer tatsächlich auf eine Kneipe gegenüber! Wir konnten unser Glück kaum fassen!

Der Wirt hinter dem Tresen dort musterte uns sehr unfreundlich. Ich stotterte, meine Tante würde ihn bitten, uns zu einer billigen Unterkunft zu verhelfen. Bei der Erwähnung des Namens meiner Tante ging ein Lächeln über sein Gesicht. Er trocknete sich die Hände ab, rief einem Kellner ein paar Worte zu und bedeutete uns, ihm zu folgen.

Reza flüsterte mir zu: „Hoffentlich ist das keine Falle und er steckt mit der Polizei unter einer Decke!“

Aber ich schüttelte den Kopf. Ich glaubte fest an seine guten Absichten, obwohl er uns in eine heruntergekommene Gegend mit engen, schmutzigen Gassen führte. Endlich blieb er stehen und deutete auf einen Hauseingang. Über der Tür konnte man noch ein vergilbtes Schild erkennen, das offenbar auf ein „Hotel“ hinwies. Wir bedankten uns.

Der Mann nickte kurz und machte sich dann gleich wieder auf den Rückweg. Es war tatsächlich ein Hotel! Und ein billiges dazu! Für drei Euro bekamen wir eine Matratze zugewiesen. Wir zahlten erst mal für eine Woche und freuten uns auf ein paar ungestörte und „gepolsterte“ Nächte. Das Beste aber war: Alle Gäste schienen Afghanen zu sein! Das hatte meine Tante durch ihre Beziehungen gewusst. So konnten wir mit Landsleuten über unsere Lage sprechen und Ratschläge einholen.

Ich erlebte zum ersten Mal die absolute Solidarität, die unter Afghanen auf der ganzen Welt herrscht. Das

gegenseitige Helfen ist selbstverständlich, soweit es dem Einzelnen eben möglich ist.

Wir erfuhren, dass ein Schleuser Richtung Skandinavien 4000 Euro kosten würde. Reza und ich telefonierten also wieder. Er rief seinen Bruder an, der versprach, das Geld für ihn irgendwie aufzutreiben. Es würde aber wahrscheinlich viele Wochen dauern.

Meine Tante meinte am Telefon, sie wolle sehen, was sie für mich tun könne, und dann etwas Geld an die Adresse meines Hotels überweisen. Ich wisse aber doch sicher, dass sie nie und nimmer 4000 Euro schicken könne.

Das war mir natürlich klar. Sie hatte schon mehr für mich getan, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Das sagte ich ihr noch schnell, bevor sie auflegte.

Zwei quälende Tage des Wartens auf mein Geld folgten. Reza hatte sich bereits auf viele Wochen des Wartens eingestellt, bis das Geld seines Bruders eintreffen würde. Ich konnte das nicht verstehen. Ich fühlte Panik in mir aufsteigen. Ich sah mich in der heruntergekommenen Herberge um und dachte: „Ich muss so schnell wie möglich weg von hier. Wenn ich mir keinen Schleuser leisten kann, muss ich eine andere Möglichkeit finden!“

Ich trat zu einer Gruppe von Afghanen, mit denen ich schon vorher geredet hatte, und fragte verzweifelt: „Wenn ich kein Geld für einen Schleuser habe, wie komme ich dann weiter Richtung Italien? Wisst ihr einen Rat?“

Sie unterbrachen kurz ihre Unterhaltung, sahen mich an, zuckten mit den Schultern, schüttelten den Kopf und unterhielten sich weiter. Gerade als ich entmutigt weggehen wollte, trat ein älterer Mann auf mich zu und sagte leise: „Es gibt noch einen anderen Weg, Junge. Komm

mit raus, hier kann ich nicht gut sprechen. Ich kann dir vielleicht helfen.“

Ich folgte ihm auf den Flur hinaus. Wir suchten uns ein ruhiges Fleckchen, setzten uns auf den Boden und der Mann begann: „Keiner von uns will dir den Rat geben, den ich dir jetzt sage, weil es ein sehr gefährlicher Rat ist, und alle glauben, dass du zu jung dafür bist. Ich habe dich und deinen Freund seit eurer Ankunft beobachtet. Ich glaube, du hast das Zeug dazu, aber es ist eine verdammt riskante Sache. Willst du sie trotzdem hören?“

Ich nickte, bat ihn weiterzureden und dachte: „So schlimm wird es schon nicht werden!“

Er fuhr fort: „Du kaufst dir ganz legal eine Zugfahrkarte von hier bis zur Küste nach Patras. Das ist nicht allzu teuer. Patras ist eine Hafenstadt. Nun beobachtest du ein paar Tage lang die großen Lastwagen, die voll beladen auf die Fähren fahren. Mit ein bisschen Glück gelingt es dir, in einem unbeobachteten Moment in den Laderaum eines Lastwagens zu klettern. Du musst dich ganz hinten verstecken, denn es kommen noch mehrere Kontrollen. Dann fährt der Lastwagen mit dir auf die Fähre. Für die Überfahrt musst du ungefähr zehn Stunden rechnen. Wenn du merkst, dass du wieder auf dem Festland bist, springst du in einem günstigen Moment hinaus – und bist drüben!“

Er schwieg und beobachtete mich. Ich schluckte. Das hörte sich zwar ganz gut an, aber ich war inzwischen erfahren genug, um zu ahnen, dass es auch schiefgehen konnte.

Der Mann klopfte mir auf die Schulter, lachte und sagte: „Das ist nur ein Vorschlag, Junge. Lass ihn dir durch den Kopf gehen. Du brauchst ja nichts zu über-

stürzen. Sprich mit deinem Freund und dann hör darauf, was dir dein Bauchgefühl sagt. Geschenkt wird uns Afghanan nichts, aber es steht auch nichts dagegen, dass du es auf diese Weise schaffen könntest. Einen anderen Ratschlag kann ich dir nicht geben.“ Mit diesen Worten stand er auf und ging.

Ich blieb lange sitzen, starrte auf die gegenüberliegende Wand, ohne sie wahrzunehmen, und versuchte, Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Sollte ich das Risiko dieser Fluchtmöglichkeit ins Auge fassen? Das Ganze konnte tödlich enden, daran bestand kein Zweifel.

Zwar wollte ich so bald wie möglich von hier fort, aber wie viele hatten es schon auf diesem Weg versucht und waren gescheitert? War es nicht leichtsinnig, mein Leben dadurch aufs Spiel zu setzen?

„Ach, hier bist du. Ich hab dich schon überall gesucht. Ich soll dir sagen, dass das Geld von deiner Tante angekommen ist. Hey, Akbar, hörst du mir überhaupt zu?“ Reza stand vor mir und langsam kam ich in die Wirklichkeit zurück.

Ich sagte: „Setz dich. Ich muss mit dir reden.“ Dann erzählte ich ihm von der Möglichkeit einer Flucht per Lastwagen.

Reza schüttelte den Kopf. Er sagte: „Also, für mich hört sich das wahnsinnig gefährlich an. Da kann eine Menge schiefgehen, das sag ich dir. Aber wenn du es unbedingt riskieren willst – bitte, tu dir keinen Zwang an. Nur, ich mach da nicht mit, dass du das gleich weißt. Hab ich dir schon gesagt, dass dein Geld da ist? Übrigens: Ich fänd es schade, wenn du in so einem blöden Last-

wagen deinen Kopf riskieren würdest.“ Er stand auf und schlenderte davon.

Ich sah Reza nach. Ich glaubte zu wissen, was in ihm vorging. Er war eifersüchtig, dass ich eine Tante hatte, die mir mit Rat und Tat zur Seite stand. Er hatte nur einen Bruder, der ihm zwar eine Menge Geld versprochen hatte, aber er schien sich nicht richtig auf ihn verlassen zu können. Das zehrte offenbar an seinen Nerven.

Alle Afghanen hier waren ja in derselben Situation. Alle wollten Griechenland verlassen und keiner machte sich Illusionen darüber, wie groß die Chancen dafür waren. Das war an der angespannten Atmosphäre zu spüren, die hier herrschte, obwohl keiner seine Sorgen laut aussprach.

Seufzend erhob ich mich. Ich holte das Geld meiner Tante. Wie hatte sie es nur geschafft, 300 Euro flüssigzumachen? Ich kaufte ein paar Anzihsachen, die ich dringend benötigte. – Und plötzlich war mir klar, dass ich mich für den Fluchtweg im Lastwagen entschieden hatte.

Reza ahnte es auch. Wir umarmten uns kurz. Es fielen keine großen Worte. Wir hatten beide einen Kloß im Hals, wussten wir doch nicht, ob wir uns je wiedersehen würden. Was wir in den letzten Wochen zusammen durchgemacht hatten, würde uns für immer verbinden, aber uns war auch klar, dass wir an einem Punkt angelangt waren, von dem es kein Zurück gab.

Ich sammelte meine wenigen Sachen zusammen und warf einen letzten Blick auf das Haus, das mir in den vergangenen Tagen Zuflucht geboten hatte. Hier hatte ich

viel Solidarität mit meinen Landsleuten erfahren, aber nun musste ich alleine meinen Mann stehen.

Entschlossen ging ich zum Bahnhof. Wieder versuchte ich, einen kleinen Schritt in Richtung Freiheit zu machen, ohne jedoch zu wissen, wie genau ich ihn umsetzen sollte. Als ich die Fahrkarte löste, fühlte ich mich mutig und froh. Obwohl meine Situation alles andere als rosig war, glaubte ich in diesem Augenblick an einen guten Ausgang meiner Flucht.

Es fiel mir schwer, die frohgemute Aufbruchstimmung Akbars nachzuempfinden. Immerhin hatte er gerade Reza, seinen Weggefährten der vergangenen Wochen, verlassen, war wieder ganz auf sich alleine gestellt und wusste von der Gefährlichkeit der Weiterfahrt.

Aber er wusste auch, dass es für ihn in seiner jetzigen Situation keine Alternative für die Fortsetzung der Flucht gab, und so sprach er sich auf der Zugfahrt Richtung Hafen immer wieder Mut zu. Er erzählte:

Als ich in Patras aus dem Zug stieg, dachte ich: „Hier bleibe ich nicht lange, das ist mal klar.“

Ich lief zum Hafen und sortierte erst mal die Lage. Es gab jede Menge Schiffe mit viel Betrieb, schwitzende Arbeiter, die Container aus- und einladen, riesige Kräne, Lärm, Gestank und Hektik, aber nirgends eine einladende Gangway mit dem Hinweisschild: Blinde Passagiere bitte hier einchecken!

Ich wandte mich ab und erforschte erst mal die nähere Umgebung des Hafens. Ich erblickte viele provisorische Hütten aus Kartons und Wellblech. Es herrschte ein reges Kommen und Gehen. Ich fragte mich besorgt, ob hier wohl lauter Menschen wohnten, die wie ich heimatlos und nur vorübergehend hier untergekommen waren. Wenn sie sich auch alle auf der Durchreise befanden und meinen Weg wählten, dann sahen meine Chancen auf einen Weitertransport wohl nicht sehr rosig aus.

Als ich so dastand und meine nächsten Schritte überlegte, sprach mich ein alter Mann in meiner Heimatsprache

an. Er wollte wissen, was ich hier tue, woher ich komme, wohin ich wolle, wo meine Familie sei usw. Da er nicht wie ein Polizist oder Spitzel aussah und auch Afghane war, fasste ich Vertrauen zu ihm und sagte: „Ich komme aus Afghanistan und will weiter übers Wasser. Ich hab kein Geld für einen Schleuser. Ich hab aber von den Lastwagen gehört, auf die man aufspringen kann. Können Sie mir helfen?“

Er nickte und sagte: „Ich heiße Hadji Hadji. Hier hast du für die Nacht erst mal einen Karton und eine Decke. Such dir einen Platz zum Schlafen da drüben im Wald, aber nicht zu nah an der Straße, falls Kontrollen von der Polizei unterwegs sind. Komm morgen früh wieder her, dann zeig ich dir, wie der Trick mit den Lastwagen funktioniert. Das ist aber eine riskante Angelegenheit, dass du das nur gleich weißt. Hier, nimm auch noch das Brot und die Äpfel mit. Du siehst ja ganz verhungert aus. Und nun ruh dich erst mal aus. Für das, was du vorhast, brauchst du viel Kraft und ausgeschlafene Füße.“

Ich bedankte mich sehr und machte mich in Richtung des Waldes auf. Ich suchte mir ein abgelegenes Plätzchen hinter einem großen Busch, aß dankbar das Brot und die Äpfel und machte mir aus dem großen Karton eine Art Bett. Die Decke reichte soeben, wenn ich die Füße eng an den Körper zog.

Während ich noch überlegte, was Hadji Hadji wohl mit „ausgeschlafenen Füßen“ gemeint hatte, war ich bereits fest eingeschlafen.

Ich erwachte erst, als die Sonne am nächsten Morgen schon aufgegangen war und durch die Baumwipfel ein paar Strahlen auf mein Lager fielen. Im ersten Augenblick

war ich völlig orientierungslos und wusste nicht, wo ich war, aber dann fiel mir alles wieder ein: der Abschied von Reza, die Bahnfahrt, Hadji Hadji und die Lastwagen!

Schnell versteckte ich meinen Karton und die Decke, hängte mir meinen Rucksack um und machte mich auf die Suche nach dem alten Mann.

Der begrüßte mich freundlich und sagte, während wir in Richtung Hafen gingen: „Also, Junge, du bist natürlich nicht der Einzige, der versucht, von hier wegzukommen. Guck dich um. Hier am Hafen enden alle Ausfallstraßen für die Lastwagen Richtung Italien. Hier werden sie beladen und eingeschifft.“

Deine Chance sind die großen Kreuzungen da drüben mit den Ampeln. Dort ist die einzige Möglichkeit aufzuspringen, ohne dass die Fahrer es merken, und zwar bei Rot. Aber du musst schnell sein, sonst wirst du erwischt. Wenn du es geschafft hast und drinnen bist, musst du gleich Richtung Fahrerhaus klettern, damit du bei einer Kontrolle nicht entdeckt wirst. Und wenn du in einem Lastwagen mit Obst gelandet bist, darfst du um Himmels willen nichts davon essen, denn alles ist mit Gift gegen Würmer besprüht, damit es länger hält. Sonst wird dir sauschlecht davon!

Und klettere nicht zu bald raus, denn die Überfahrt dauert ziemlich lange, und wenn sie dich zu früh entdecken, bringen sie dich gleich wieder zurück und alles war umsonst. Außerdem sind sie dann sauer auf dich und verprügeln dich vielleicht oder werfen dich ins Wasser oder bringen dich direkt zur Polizei. So, und nun versuch dein Glück, aber glaub nicht, dass es gleich beim ersten Mal klappen wird.“ Mit diesen Worten machte Hadji Hadji sich auf den Rückweg und ließ mich alleine.

Ich dachte: „Das klingt ja alles unheimlich ermutigend!“

Ich schlenderte zu den Ampeln hinüber. Überall standen Jungen in meinem Alter herum, aber auch junge Männer waren dabei. Alle taten betont gelangweilt und unterhielten sich. Ich hielt mich etwas abseits und beobachtete erst mal, was als Nächstes passieren würde.

Nach ein paar Minuten sah ich einen großen Lastwagen auf die Ampel zurollen und bei Rot anhalten. Blitzschnell zog sich einer der Jungen hinten hoch und probierte aus, ob die Tür sich öffnen ließ. Er rüttelte allerdings vergeblich am Griff.

Da fuhr der Lastwagen auch schon wieder an. Alle schrien. Gerade noch rechtzeitig sprang der Junge ab und brachte sich vor dem nachrollenden Verkehr in Sicherheit.

Mir stockte der Atem. Das war knapp gewesen! Und absolut erfolglos dazu! Und das sollte mein Fluchtweg werden? Ich dachte mutlos: „Es hilft ja nichts“, und ging auf die mir am nächsten stehende Gruppe zu. Zu dem Jungen, der gerade abgesprungen war, sagte ich auf Dari, meiner Muttersprache: „Sportliche Leistung eben. Hast du das schon öfter gemacht?“

Er grinste und antwortete auch auf Dari: „Täglich, mein Lieber, täglich. Da gibt’s manchmal ganz schön blaue Flecken beim Runterspringen, aber man gewöhnt sich dran. Man muss das Ganze tatsächlich von der sportlichen Seite her angehen.“ Er sah mich von oben bis unten an und stellte dann fest: „Du bist aus Afghanistan, du bist alleine hier, du hast kein Geld, du willst übers Wasser, du willst dich in einem Lastwagen verstecken.“ Ich nickte jedes Mal. „Wie heißt du?“

Ich sagte: „Akbar.“

Er erwiderte: „Ich bin Ali“, und gab mir die Hand. Den anderen Jungen rief er zu: „Hallo, wir haben einen Neuzugang! Das ist Akbar.“

Ich begrüßte jeden Einzelnen von ihnen und hörte lauter vertraute afghanische Namen: Hassan, Jaffa, Kambar, Tariq ...

Da rief Ali plötzlich: „Da kommt der nächste alte Opa!“

Ehe ich begriffen hatte, was er meinte, rannte einer aus unserer Gruppe auf den Anhänger eines Lastwagens zu, der gerade bei Rot an der Ampel hielt. Wie vorher schon Ali, zog er sich geschickt an der Plane hoch und versuchte, irgendein Schlupfloch zu finden, um ins Innere zu gelangen, leider wieder vergeblich.

Als die Ampel grün wurde, schrien alle: „Spring!“, und er sprang. Die nachfolgenden Autofahrer drohten ihm mit der Faust und fuhren um ihn herum. Er rollte sich ab und kam lachend zu uns gelaufen. Die anderen schlugen ihm auf die Schulter und sagten: „Reife Leistung!“, aber mir war vor Schreck wieder fast das Herz stehen geblieben. Die Jungen riskierten hier bei jedem Versuch aufzuspringen ihr Leben und sahen das als einen großen Spaß an?

Aber da ich ja von ihnen lernen wollte, blieb ich bei ihnen und war erstaunt, wie schnell der Tag mit Reden, Warten und ihrem gelegentlichen Klettern und Springen vorüberging. Ich ließ mich von der guten Laune der Jungen anstecken und vergaß sogar immer wieder für kurze Zeit den Ernst unserer Lage.

Irgendwann sagte einer zu mir: „Los, Akbar, da kommt ein ganz gemütlicher alter Opa. Jetzt bist du mal dran.

Renn! Wenn es eine Öffnung gibt, winkst du. Wenn nicht, springst du.“

Ich überlegte nicht lange. Ich rannte zu dem Lastwagen, zog mich hoch, als er vor der Ampel zum Stehen kam, und rüttelte an der Verkleidung. Wie erwartet, war alles dicht. Als die anderen schrien, sprang ich seitwärts ab und machte, dass ich von der belebten Straße kam. Ich wurde mit lautem Beifall begrüßt.

„Dem Opa hast du es aber gezeigt!“

„Beim ersten Mal klappt es nie!“

„Du darfst bleiben, Bruder!“

Ich war so stolz, als hätte ich gerade eine Aufnahmeprüfung bestanden!

Irgendwann kam einer der Jungen mit Brot und Bananen, die wir brüderlich teilten. Aber der Tag ging zu Ende, ohne dass wir auch nur einen offenen Lastwagen gefunden hatten.

Als es zu dämmern begann, sagte Ali: „Hört mal her. Neulich hat es nachts doch auch mal geklappt, wisst ihr noch? Tamim und Ismet hatten Glück und sind mitgefahren. Also: Wer ist dabei, wenn wir uns in ungefähr drei Stunden wieder hier treffen? Dann ist es stockdunkel. Vielleicht klappt's ja. Ich komme auf jeden Fall. Wer noch?“

Fünf Jungen wollten mitmachen, ich auch. Ich wollte die Niederlage des heutigen Tages nicht einfach so akzeptieren. Ich wollte das Schicksal zwingen, mir so bald wie möglich eine Fluchtmöglichkeit zu geben. Ich wollte einfach nur weiter!

Ich schüttelte innerlich den Kopf. Hier passte der Begriff „jugendlicher Leichtsinn“ wirklich genau! Nicht nur der Versuch, in die Lastwagen zu gelangen, war äußerst riskant. Keiner wusste, was z. B. mit Tamim und Ismet passiert war, nachdem sie es geschafft hatten, ein Schlupfloch zu finden. Hatten sie sich erfolgreich verstecken können oder waren sie zu früh entdeckt worden? Hatten sie rechtzeitig den Ab sprung gefunden und jemals das herbeigesehnte Festland betreten?

Aber Akbar berichtete schon weiter:

In der Nacht trafen wir uns also kurz vor Mitternacht wieder an der Ampel. Ali sagte leise zu mir: „Wenn’s klappt, nix wie rein. Wenn der Fahrer was merkt, rennen und verstecken.“

Ich nickte und merkte, wie mein Herz vor Aufregung klopfte. Wieder näherte sich ein Lkw. Die hellen Scheinwerfer wirkten auf mich wie drohend starrende Augen, die mich hypnotisieren wollten.

Als das Ungetüm zum Stehen kam, schrie Ali: „Jetzt!“, und zog sich an einem Haltegriff nach oben. In diesem Augenblick öffnete sich vorne die Fahrertür. Der Fahrer sprang heraus, schrie irgendetwas und rannte nach hinten.

Wir schrien: „Ali, Vorsicht!“, und stoben in alle Richtungen davon. Ich sah noch aus den Augenwinkeln, dass Ali blitzschnell reagiert hatte, heruntergesprungen war und wie wir alle vor dem Fahrer flüchtete.

„Ausgeschlafene Füße!“ Ich rannte auf eine breite, jetzt nicht sehr befahrene Straße zu, überquerte sie und warf

mich in einen parallel dazu verlaufenden, trockenen Graben. Ich duckte mich ins Gras und horchte, ob ich außer meinem eigenen schweren Atem die Schritte unseres Verfolgers ausmachen konnte. Aber ich hörte nur das Motorengeräusch vorbeifahrender Autos.

Endlich wagte ich es, den Kopf zu heben und zur Ampel hinüberzuschauen. Der Lastwagen war weg! Der Fahrer hatte wohl eingesehen, dass er keine Chance hatte, einen von uns einzuholen. Und er konnte seine kostbare Fracht ja auch nicht allzu lange unbeaufsichtigt lassen, noch dazu an einer Ampel.

Uff, das war noch mal gut gegangen! Ich guckte mich vorsichtig nach allen Seiten um, soweit das in der Dunkelheit möglich war. Ich sah keine mir bekannten Gestalten. Ich erhob mich, klopfte die Erde von meiner Hose und meiner Jacke ab, vergewisserte mich, dass mein Rucksack, in dem ich alle meine wichtigen Sachen aufbewahrte, noch da war und trottete langsam Richtung Wald zu meinem Unterschlupf. Heute Nacht würde keiner mehr einen Fluchtversuch riskieren, das war mir klar.

Am nächsten Morgen trafen wir uns wieder an unserer Ampel. Wir machten Witze über den wütenden Fahrer und waren stolz, dass wir schneller gewesen waren als er. Und wir hielten Ausschau nach dem nächsten „alten Opa“.

Es entwickelte sich zu einer Art Routine: Unser Treffpunkt war immer eine der zahlreichen Ampeln in der Nähe des Hafens. Wir warteten, redeten, liefen ein bisschen herum. Wenn ein Erfolg versprechender Lastwagen lange genug vor uns hielt, dass einer aufspringen konnte, gab es eine „Blitzaktion“. Dann folgte die Enttäuschung und das Warten begann von Neuem.

Längst hatte das „Entern“ der Lastwagen seinen Schrecken für mich verloren. Klar war es gefährlich, aber es ging ja immer glimpflich ab. Meine immer größer werdende Geschicklichkeit beim Aufspringen und die Anerkennung durch meine Kameraden waren eine kleine Entschädigung für die vielen Enttäuschungen, die wir einstecken mussten.

Vier Wochen vergingen. Viel später, als ich schon in Deutschland war, hörte ich von einem afghanischen Freund, dass er an derselben Stelle über zwei Jahre gebraucht hatte, ehe ihm die Flucht auf diese Art und Weise gelang.

Ich wurde von Tag zu Tag unruhiger. Ich wollte einfach nicht akzeptieren, dass meine Flucht hier zu einem Stillstand gekommen war. Selbst wenn nur ein paar Sekunden blieben, bis der Lastwagen weiterfuhr, kletterte ich hinauf, um gleich darauf wieder abspringen zu müssen. Bald achtete ich auch nicht mehr darauf, jedes Mal für den Ernstfall gerüstet zu sein und den Rucksack mitzunehmen. Ich war wütend und frustriert.

Ali sagte warnend zu mir: „Akbar, du musst mehr Geduld haben. Wir anderen warten hier schon viel länger als du und geben auch nicht auf. Mit Wut kommst du nicht weiter. Sie macht dich höchstens unvorsichtig. Eines Tages wird's schon klappen!“

Ich antwortete: „Mensch, ich will weg! Ich halte das hier nicht mehr aus!“

Er lachte nur und wiederholte: „Ich sag dir: Eines Tages klappt es schon. Aber erzwingen kann man es nicht.“

Und kurz nach diesem Gespräch klappte es wirklich!

Unsere Gruppe hatte an diesem Tag, wie üblich, viele vergebliche Versuche unternommen. Einer sagte: „Kommt, lasst uns abzischen. Das bringt heute nichts mehr.“

In diesem Augenblick fuhr hinter einem bereits wartenden Lkw, den wir schon „getestet“ hatten, ein weiterer Lkw heran und bremste.

Ich sagte: „Ich versuch den hier noch“, und rannte zu dem Wagen. Ich zog mich hoch, merkte, dass er schon wieder anfuhr, hörte das Rufen meiner Freunde, drückte trotzdem weiter gegen die Verriegelung – und spürte, dass sie tatsächlich nachgab. Ich drehte mich auf dem schon fahrenden Lastwagen zu meinen Freunden um, sah als Letztes ihre fassungslosen Gesichter und drängte mich dann, so schnell ich konnte, in den Innenraum hinein.

Die Chance, auf die ich seit Wochen gewartet hatte, war zur Wirklichkeit geworden!

Ich tastete mich im Dunkeln vorwärts Richtung Fahrerhaus, wie es mir Hadji Hadji geraten hatte. Die Ladung in den vielen Kisten fühlte sich wie Trauben an. „Nicht essen“, dachte ich, aber nach Essen war mir sowieso nicht zumute. Ich kletterte ganz nach hinten, ordnete die Behälter, die ich beim Überqueren eingedrückt hatte, wieder halbwegs und legte mich dann auf einige Kisten, wobei ich hinter größeren Kisten Deckung suchte. In dieser Stellung wartete ich zunächst mal ab.

Nach einiger Zeit hörte ich, wie der Fahrer den Motor ausstellte. Lange passierte gar nichts.

Ich sagte zu mir: „Akbar, seit Beginn dieser Fahrt ist vielleicht erst eine Stunde vergangen. Du bist garantiert noch nicht mal auf einem Schiff, denn das würdest du spüren. Jetzt werde ja nicht ungeduldig und mach die Chance nicht kaputt, die du endlich gekriegt hast.“

Ich blieb also weiterhin in meiner liegenden Position, obwohl mir bald alle Knochen wehtaten. Ich dachte mit Wehmut an den Rucksack, den ich zurückgelassen hatte, und wusste auf einmal nicht mehr, ob ich mich nun freuen sollte oder nicht.

Plötzlich wurde der Motor wieder angelassen. Es hörte sich an, als ob der Fahrer in eine Parklücke rangieren würde. Als er dieses Manöver abgeschlossen hatte, stellte er den Motor wieder aus. Kurz danach gingen beide Außentüren auf. Ich sah den Strahl einer Taschenlampe, der hin und her wanderte, hörte mehrere laute Männerstimmen, merkte, wie an die Wände und die Kisten geklopft wurde, und hatte wahnsinnige Angst, dass sie mich bemerken könnten.

Aber niemand entdeckte mich! Die Außentüren wurden wieder geschlossen. Ich entspannte mich ein wenig, blieb aber in meiner liegenden Stellung, da ich weitere Kontrollen befürchtete. Allmählich wurde mir bewusst, dass es sehr kalt in dem Anhänger war! Zu allem Unglück befand sich direkt über mir ein Ventilator, der kalte Luft in den Raum blies. Ich lag direkt in seinem Windkanal, was ausgesprochen unangenehm war. Aber weiter vorne, wo es wärmer war, wäre ich sofort entdeckt worden. Ich versuchte, das Kältegefühl zu verdrängen, um nicht in Panik zu geraten.

Nach einer geschätzten halben Stunde wurde der Motor wieder angestellt. Wir fuhren ungefähr zwanzig Minuten. Dann wurde es erneut still um mich. Ich versuchte, mich zu erheben, um meine abgestorbenen Glieder ein bisschen zu bewegen. Es gelang mir nur mühsam. Ich bemerkte nun durch die rollende Bewegung des Bodens, dass wir wahrscheinlich auf dem Meer waren.

Ich befühlte meine eiskalten Beine, meine eiskalten Hände, mein eiskaltes Gesicht. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, dass ich hier vielleicht erfrieren könnte! Es gelang mir, meine lange Hose auszuziehen und in Streifen zu reißen. Ich wickelte sie um meine Füße und Hände. Dann legte ich mich wieder hin.

Ich dachte: „Vielleicht erfriere ich jetzt. Aber solange ich denken kann, ist noch Leben in mir.“

Ich dachte an mein Zuhause und an alle Menschen, die mir je etwas bedeutet hatten. Das Schlimmste schien mir zu sein, dass niemand wissen würde, wo und wie ich gestorben war, wenn ich hier nicht lebend herauskam. Mir war so kalt, dass ich noch nicht mal weinen konnte. Trotzdem schlief ich irgendwann ein.

Ich wachte davon auf, dass der Motor wieder angelassen wurde. Ich wollte meine Position etwas verändern, um besser versteckt zu sein, falls wieder Kontrollen kamen. Da merkte ich, dass ich wegen der Kälte schon fast bewegungsunfähig war!

Ich dachte: „Bald musst du hier raus, Akbar, sonst erfrierst du wirklich.“

Da hielt der Lastwagen an und der Motor wurde ausgestellt. Wieder ging die Tür auf, wieder sah ich den Strahl der Taschenlampen und hörte laute Männerstimmen, und wieder blieb ich unentdeckt.

Die Tür fiel zu. Wir fuhren weiter. Aus der anderen Fahrweise des Wagens schloss ich, dass wir das Meer verlassen hatten. Ich dachte: „Jetzt muss ich mich bemerkbar machen, sonst ist es bald wirklich zu spät.“

Ich klopfte mit meiner Faust an die Wand, was absolut lächerlich war, da ich keine Kraft mehr hatte und mich

selbst kaum hören konnte. Ich kam mühsam irgendwie auf die Beine, suchte in der Dunkelheit auf dem Boden herum und bekam eine Eisenstange zu fassen. Ich hob sie hoch, konnte sie aber mit meinen starren Fingern nicht festhalten. Ich legte sie auf meinen Unterarm, drückte mit der anderen Hand dagegen und versuchte, die Stange mit dem Arm gegen die Wand zu schlagen. So erzeugte ich einen ohrenbetäubenden Krach, aber der Lieferwagen fuhr unbeirrt weiter. Niemand hörte mich.

Ich dachte: „Ich klopfe jetzt so lange, bis ich tot umfalle.“

Immer wieder holte ich aus, um mit dem Rohr auf die Wand einzuschlagen. Irgendwann merkte ich, dass der Motor ausgestellt worden war. Ich schlug weiter. Ich dachte verzweifelt: „Gibt es denn da draußen keine Menschen mehr? Hört mich denn niemand?“

Und dann wurde die Tür geöffnet! Ich erblickte einen Mann, der bei meinem Anblick laut aufschrie. Ich wollte reden, aber aus meinem Mund kam kein Laut. Ich deutete nur nach draußen.

Die Tür schloss sich wieder. Ich legte mich auf die Traubenkisten, denn meine Beine trugen mich nicht mehr. Ich war überwältigt von der Erkenntnis, dass ich einen Menschen gesehen hatte und bald hier herausgeholt würde. Andererseits war ich überzeugt, dass nun gleich die Polizei auftauchen würde. Der Gedanke schockierte mich aber nicht: Ich wollte nur raus aus der Kälte!

Als die Tür dann wieder aufging und ich eine Leiter erblickte, auf der derselbe Mann stand, der vorhin geschrien hatte und der mich nun anglotzte, als sei ich ein Gespenst, hob ich nur schwach bittend meine Hände in

die Luft. Er hob mich hoch wie ein Paket, legte mich über seine Schulter, stieg vorsichtig mit mir die Leiter hinunter und setzte mich am Bordstein ab. Wir befanden uns an einer Tankstelle. Außer uns war niemand zu sehen.

Der Fahrer legte eine Decke um meine Schultern, redete die ganze Zeit beruhigend in einer mir unbekannt Sprache auf mich ein und brachte mir dann Tee. Er hielt mir die Tasse vor den Mund und ich trank in kleinen Schlucken. Meine Hände zitterten so sehr, dass ich die Tasse nicht halten konnte.

Als ich merkte, wie das heiße Getränk durch meinen Körper floss und meine Lebensgeister langsam wieder erwachten, füllten sich meine Augen mit Tränen. Bald schluchzte ich so laut, dass es mir peinlich war, aber ich konnte nicht anders. Die vergangenen Stunden waren fast zu viel für mich gewesen.

Der Mann streichelte unbeholfen meinen Kopf und gab mir immer wieder zu trinken. Dann bedeutete er mir, schön sitzen zu bleiben, und verschwand für ein paar Minuten. Er kam mit einer Landkarte zurück und deutete fragend darauf. Ich hatte mich so weit beruhigt, dass ich mich auf seine Fragen konzentrieren konnte. Er zeigte mir, wo wir gerade waren, und schien zu fragen, wo ich hergekommen sei. Ich suchte Afghanistan, aber es war nicht mehr auf der Karte. Ich zeigte irgendwohin weit in den Osten.

Er fragte: „Geld? Pass? Familie?“

Ich schüttelte zu allem den Kopf und sagte bittend: „Schweden? Dänemark?“

Da schüttelte wiederum er den Kopf, brachte mir mehr Tee und bedeutete mir weiterzutrinken.

Jetzt stellte ich die im Augenblick für mich wichtigste Frage: „Italien?“, und zeigte auf die Tankstelle.

Als er nickte, konnte ich zum ersten Mal seit Stunden wieder lächeln. Dann fragte ich: „Rom?“

Er zuckte mit den Schultern, kletterte in seinen Lastwagen und rumorte dort herum. Ich glaubte nicht, dass er noch die Polizei holen würde. Ich trank noch einen Schluck Tee, genoss die Wärme, die sich allmählich in meinem Körper ausbreitete, lehnte den Kopf an die Zapfsäule, schloss die Augen und wusste: Vorerst war ich in Sicherheit.

Mit angehaltenem Atem hatte ich Akbars Bericht zugehört. Ich musste an die zurückgelassenen Freunde denken. Sie würden weiterhin versuchen, auf die haltenden Lastwagen aufzuspringen, obwohl ihnen klar war, dass es irgendwann einmal schiefgehen konnte.

Akbar hatte großes Glück gehabt, dass er gerade noch rechtzeitig vor dem Erfrieren gerettet worden war! Er erzählte weiter:

Nach einiger Zeit kam der Mann wieder zu mir zurück. Er hatte den Arm voller Anzihsachen von sich selbst. Er bedeutete mir, sie anzuziehen. Sie waren mir viel zu groß, aber sie waren wunderbar! Ich bekam eine lange Hose, einen Pullover, eine Mütze, einen Schal. Dann machte er ein Foto von mir. Ich lächelte in die Kamera und war mit allem einverstanden.

Er bedeutete mir, in den Lastwagen zu klettern, und schob von hinten nach, da ich noch sehr schwach war. Ich durfte vorne bei ihm im Führerhaus sitzen. Er schenkte mir noch 20 Euro und fuhr dann los.

Da eine Unterhaltung nicht möglich war, konnte ich ungestört meinen Gedanken nachhängen. Ich dachte an meine „Ampelfreunde“. Ich wünschte ihnen im Stillen alles Gute, aber nie so einen Horrortrip im Kühlwagen, wie ich ihn erlebt hatte!

Verstohlen musterte ich meinen Retter von der Seite. Er hatte schwarze, lockige Haare, war ungefähr vierzig Jahre alt, untersetzt und kräftig gebaut. Ab und zu warf er mir einen besorgten, doch freundlichen Blick zu.

Ich dachte: „Was du für mich getan hast, werde ich dir nie vergessen. Allah möge dich immer beschützen!“

Nach ungefähr einer Stunde kamen wir zu einem kleinen Ort mit einem Bahnhof. Der Fahrer hielt an. Er deutete zu den Gleisen und sagte: „Rom.“ Er ergriff meine beiden Hände und drückte sie kräftig. Dann zog er mich an sich und klopfte mir auf den Rücken. Ich hatte mal wieder einen Kloß im Hals, lächelte aber tapfer und sagte immer wieder: „Danke, danke!“

Er nickte nur. Ich stieg aus und winkte dem Fahrer und dem riesigen Gefährt nach, das fast mein Grab geworden wäre. Dann machte ich mich auf die Suche nach einem Geschäft, in dem Hosen verkauft wurden. Mit der Hose meines Lebensretters konnte ich mich ja kaum bewegen, weil sie viel zu lang war.

Inzwischen war es fast Mitternacht geworden. Der Bahnhof lag still und dunkel vor mir, als ich mich ihm wieder näherte. Natürlich waren alle Schalter geschlossen. Ich fragte jemanden: „Rom?“, als sich ein Zug näherte. Er nickte. Ich stieg ohne Fahrkarte ein. Bald kam ein Schaffner. Ich sagte „Rom“ und hielt ihm mein Geld hin. Er nahm es, stellte mir eine Fahrkarte aus und gab mir 25 Euro zurück. In meinem Abteil saß ein Schwarzer. Ich fragte ihn: „Rom?“ Er nickte. Ich bat ihn mimisch, mich in Rom zu wecken, lehnte mich in eine Ecke und war fast in derselben Sekunde vollkommen erschöpft von den überstandenen Strapazen eingeschlafen.

Nach ungefähr fünf Stunden rüttelte mich der Schwarze wach und zeigte nach draußen: Rom! Als ich ausstieg, empfingen mich ohrenbetäubender Lärm und große Hitze. Alles war voller Hektik und Gedränge. Ich über-

schlug meine Finanzen. Mir standen nur noch ungefähr dreißig Euro zur Verfügung.

Ich dachte: „Eins nach dem anderen, Akbar. Zuerst musst du mal aus dem Gewühl hier rauskommen, dann etwas in den Magen kriegen und dann rufst du deine Tante an.“

Gesagt, getan. Nach dem Verspeisen eines Brötchens und einer dicken Wurst ging es mir gleich besser. Wie durch ein Wunder fand ich dann ein öffentliches Telefon und bekam auch gleich Anschluss. Meine Tante freute sich natürlich, dass ich es bis Rom geschafft hatte. Aber irgendwie klang ihre Stimme anders als sonst.

Ich fragte: „Ist alles in Ordnung?“

Sie bejahte und bedeutete mir, in ungefähr einer Stunde wieder anzurufen. Sie wolle sich nach afghanischen Helfern für mich umhören. Später erfuhr ich, dass mein Onkel in diesen Tagen bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Nun musste meine Tante zusehen, wie sie die Familie alleine durchbrachte. Mich wollte sie mit dieser traurigen Nachricht aber in meiner damaligen Situation nicht belasten. Noch heute bin ich ihr dankbar, dass sie mir diesen Schock ersparte!

Ich erzählte ihr nur kurz, dass ich in einem Lastwagen versteckt von Griechenland nach Italien übergesetzt hatte. Sie gratulierte mir und legte dann auf.

Ich dachte: „Wenn du wüsstest – das war alles andere als toll“, aber nun war ich ja erst mal in Sicherheit. Dennoch spürte ich die Todesangst, die ich in dem Anhänger gehabt hatte, immer noch in meinen Knochen. Mein Verstand sagte mir, dass es vorbei sei, aber mein Unterbewusstsein konnte das nicht so schnell vergessen.

Ich dachte: „Akbar, rei dich zusammen. Selbstmitleid ist das Letzte, was du jetzt gebrauchen kannst. Warum bist du nicht einfach froh, dass es überstanden ist, und denkst nicht mehr an die Kälte und den Schmerz?“

Aber da war ein kleiner Teufel in meinem Kopf, der mich in regelmäßigen Abständen daran erinnerte, dass ich fast erfroren wäre. Noch Wochen danach war er sehr aktiv und piesackte mich immer wieder. Zuerst ignorierte ich ihn, dann argumentierte ich mit ihm, dann flehte ich ihn an, mich endlich in Ruhe zu lassen – und irgendwann gab er tatsächlich auf. Nur ganz selten erscheint er mir heute noch im Traum.

Es wurde Zeit für einen zweiten Anruf bei meiner Tante. Sie hatte tatsächlich neue Informationen. Sie sagte: „Such nach einem Park, in dessen Nähe viele Brücken sind. Das ist der Treffpunkt vieler Afghanen, die dir erst mal weiterhelfen. Wenn du dort angekommen bist, melde dich wieder. Viel Glück.“

Damit legte sie auf.

Ich schaute mich um. Um mich brandete der Verkehr, Menschen hasteten an mir vorbei. Ich konnte mich ihnen nicht verständlich machen und alles war mir unheimlich. Außerdem hatte ich schon wieder Hunger. Ich kaufte mir noch ein Brötchen und eine Wurst.

Dann machte ich mich auf die Suche nach dem Park mit den vielen Brücken. Ich lief immer am Wasser entlang und war entsetzt, wie viele Parks in der Nähe von Brücken es in Rom gab. Ich lief den ganzen Tag in der Stadt herum und wurde immer verzweifelter. Zwischendurch kaufte ich mir einen Saft und ein Brötchen. Allmählich wurde es dunkel. Aber es war eine helle

Nacht und ich wusste, dass ich nicht aufgeben durfte. Wenn ich diesen Treffpunkt der Afghanen nicht fand, gab es niemanden mehr, der mir weiterhelfen konnte. Ich lief und lief. Beim Anblick jeder Brücke regte sich Hoffnung in mir, aber entweder gab es keinen Park in der Nähe oder es gab dort keine Afghanen.

Kurz vor Mitternacht, als ich schon aufgeben wollte, sah ich zwei neue Brücken, die ich noch nicht kannte, und einen Park, in dem viele dunkelhäutige Männer herumstanden. Ich war gerettet! Ich ging zu ihnen und sprach sie in meiner Muttersprache an, aber keiner antwortete. Es waren keine Afghanen. Ich gab aber nicht auf. Ich ging einfach weiter und fragte immer wieder laut: „Wer spricht hier Dari?“, bis plötzlich ein paar Männer auf Dari antworteten. Hurra! Ich hatte Anschluss gefunden!

„Was brauchst du, Bruder?“, fragten sie.

„Eine Dusche, eine Toilette und ein Internetcafé.“

Ein Junge in meinem Alter, der sich als Hassan vorstellte, stand auf und sagte: „Komm mit, ich zeig dir alles.“

Wir freundeten uns sofort an und verbrachten in den nächsten Wochen viel Zeit miteinander, ehe das Schicksal uns wieder trennte.

Hassan zeigte mir alles. In der nahen Kirche gab es zweimal täglich, mittags und abends, Essen umsonst. Wir schliefen im Freien unter einer der Brücken.

Hassan war mir eine große Hilfe und ein guter Kamerad. Auch er wollte nach Skandinavien und drängte mich, mir Geld für die Fahrkarte dorthin zu besorgen. Er hatte es nämlich schon beisammen und wollte bald losfahren.

Vom Internetcafé aus konnte ich mit meiner Tante telefonieren. Und der Besitzer nahm auch Geld aus dem Ausland an und zahlte es uns aus. Aber zum ersten Mal sagte meine Tante, dass sie gerade kein Geld auftreiben könne.

Ich antwortete: „Kein Problem“, aber als ich zwei Wochen später wieder bei ihr anrief, konnte sie mir immer noch nicht helfen. Heute weiß ich natürlich, dass der Grund dafür der Tod meines Onkels war.

Doch Hassan sah keinen Sinn darin, seine Abfahrt meinetwegen auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Schweren Herzens nahmen wir Abschied voneinander, ungewiss, ob wir uns je wiedersehen würden.

Vorgreifend kann ich berichten, dass er heute gut integriert in Paris wohnt. Den Wunsch, Skandinavien zu erreichen, hat er irgendwann aufgegeben, ist aber mit seinem jetzigen Leben sehr zufrieden. Wir haben nach einer längeren Pause wieder Kontakt aufgenommen und sind weiterhin gute Freunde.

Für Akbars ungeduldiges Temperament stellte ich es mir wirklich schwierig vor, nun Wochen passiven Wartens vor sich zu haben. Seine Tante hatte ihm deutlich gemacht, dass er in Rom bleiben müsse, bis sie wieder Geld auftreiben könne, und daran musste er sich halten. Seine wenigen ihm verbliebenen Euro galt es auf jeden Fall zu sparen.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als das Beste aus dieser Situation zu machen. Er sagte zu mir:

Immer, wenn ich verzweifeln wollte, kam die Erinnerung an die schrecklichen Stunden im Kühlwagen wieder hoch, obwohl ich die ja eigentlich verdrängen wollte. Dann ging es wieder eine Zeit lang ganz gut.

Aber der Besitzer des Internetcafés, der zum Glück ein wenig Dari sprach (ich nenne ihn mal Samir), war allmählich wirklich genervt von mir. An ihn wollte meine Tante ja Geld überweisen, wenn sie endlich etwas hätte, und so lungerte ich täglich stundenlang in Sichtweite seines Ladens herum, um ja gleich zur Stelle zu sein, wenn das Geld ankäme.

Als es dann endlich da war und Samir mir die freudige Botschaft überbrachte, sagte er ganz trocken, viel länger hätte er meine Verzweiflung auch nicht mehr ertragen können.

Fast zehn Wochen hatte es gedauert, bis ich stolzer Besitzer von sage und schreibe 400 Dollar wurde! Samir tauschte sie in Euro um und nun ging es ans Planen. Er sagte: „Wenn du nach Skandinavien willst, musst du das auf Umwegen versuchen. Den direkten Weg schafft